

Bert G. Fragner

Freitag in Teheran: Iranisches Wochenende

Teheran — Stadt der langen Wege

Als ich Anfang der sechziger Jahre zum ersten Mal in Teheran weilte, hatte die Stadt etwa zwei Millionen Einwohner. Seit dem neunzehnten Jahrhundert war die Hauptstadt des Iran kontinuierlich aus einer wüsten-steppen-ähnlichen Hochebene (Seehöhe etwa 1000 bis 1100 Meter) von Süden nach Norden einen breiten Berghang hinaufgewachsen, über dem sich bei klarem Wetter stadtnahe Drei- bis Viertausender Gipfel erheben. Aus im Norden — etwa 1500 Meter hoch — gelegenen Dörfern wurden im Laufe eines Jahrhunderts zunächst Sommerfrischen und bevorzugte Plätze für ausgedehnte Landsitze, um die Mitte unseres Jahrhunderts jedoch veritable Stadtteile, die vor allem sozial hochgestellten Schichten ihre Heimstatt boten und heute noch bieten. Die ehemals weit auseinander liegenden Stadtteile wachen seit dreißig bis vierzig Jahren kontinuierlich zusammen, seit etwa zwanzig Jahren dehnt sich die Stadt besonders rapid entlang der West-Ost-Achse aus. Über westlich Teherans gelegene, industrielle Zentren hinwegreichend, erreichen zum Teil makaber aussehende, aus Betonblocks bestehende »Mega-Siedlungen« heutzutage bereits bis an die vierzig Kilometer von Teheran entfernt liegende Stadt Karadsch heran. Karadsch war vor dreißig Jahren noch eine etwa 100.000 Einwohner zählende, naturnahe Erholungsstadt an der Öffnung des Tales eines Gebirgsflusses in die Iranische Hochebene hinein und ist heute mit zwei bis drei Millionen Einwohnern zur zweitgrößten Stadt Irans avanciert, nur noch übertroffen von der Metropole selbst: Das offizielle Stadtgebiet Teherans zählt heute etwa 10 Millionen Einwohner, dazu kommt noch die im Süden unmittelbar an-

schließende Stadt Rey, mit der und deren Randgebieten Teheran längst ein geschlossenes Siedlungsgebiet darstellt, in dem an die zwölf Millionen oder sogar mehr Menschen leben.

Nach alledem wird es wohl nicht verwundern, daß mit dem fortlaufenden, überwiegend parallelen Wachstum der Stadt von Süden nach Norden und — analog dazu — aus der Tiefe die Bergeshöhen hinan bis in die Gegenwart hinein auch die soziale Hierarchie der einzelnen Stadtteile gekennzeichnet ist: Seit dem vergangenen Jahrhundert verlagerten sich die Wohngebiete der Reichen und Vornehmen jeweils weiter nach Norden, bis dann — seit etwa drei Jahrzehnten, die dazwischen liegenden Leerräume gefüllt wurden und in den schon vorhandenen vornehmen Stadtvierteln im Norden die Parzellen enger und die Bebauung dichter wurde. Die steil ansteigenden Berg- und Felshänge lassen ein weiteres Wachstum der Stadt in Richtung Norden nicht mehr zu.

Ungeachtet aller Versuche, strukturell in die Funktionsentwicklung einzelner Stadtteile einzugreifen, hat sich in Teheran eine Situation entwickelt, in der trotz der oben skizzierten Zustände einige wesentliche Zentren von Administration und Geschäftsleben ihre Positionen in der Stadt seit dem letzten Jahrhundert, beziehungsweise seit den zwanziger Jahren, nicht verändert haben: Der Teheraner Basar — einer der größten des Vorderen Orients — befindet sich an der gleichen Stelle ziemlich im Süden der Stadt, wo er vor etwa 150 Jahren seinen Ausgang genommen hatte. Geringfügig nördlich vom Basar liegt das ausgedehnte Ministerienviertel, das, an Planungsvorgaben aus dem späten 19. Jahrhundert anknüpfend, im wesentlichen auf die zwanziger und dreißiger Jahre zurückgeht. Moderne, westlich anmutende Geschäftsstraßen und -viertel mit city-artigen Erscheinungsformen — Büros mit die Belange des Basars überschreitenden, industriellen und international vernetzten wirtschaftlichen Aufgaben, ausländischen Handelsvertretungen, Fluggesellschaften, Banken, diplomatischen Vertretungen entstanden schubweise in Einklang mit dem Wachstum der Stadt nach Norden.

Daraus ergibt sich, daß Teheran vor allem eine Stadt der langen Wege ist. Wer hier lebt, nimmt den Zustand des Unterwegs-Seins als Normalzustand hin. Hierbei handelt es sich um eine durchaus in vormoderne Zeiten zurückreichende Tradition in Geschäfts- und Verwaltungssachen: der traditionelle Basar — wir werden auf ihn noch zurückkommen müssen — und die administrativen beziehungsweise politischen Zentren waren auch schon in früheren Zeiten in der Regel von den Wohngebieten ihrer Bediensteten mehr oder weniger weit entfernt. Heutzutage nehmen die Verkehrszeiten

allerdings bis zu mehreren Stunden eines Tages in Anspruch! Vielen gehobenen Mittelständlern und Bessersituierten erscheint daher das Automobil als unentbehrlich. Ihre Wohnungen befinden sich in der Regel im Norden, ihre Arbeitsplätze sind entweder im Ministerienviertel oder sonst irgendwo, weit entfernt anzutreffen. Angehörige ärmerer Schichten sind auf die gleichermaßen zeitaufwendigen öffentlichen Verkehrsmittel angewiesen, wohnen eher im Süden und sind im wesentlichen deutlich weniger weiträumig mobil — sowohl innerhalb der Stadt als über ihre Grenzen hinaus — als die Wohlhabenden. Bis in die siebziger Jahre galten Norden und Süden der Stadt als nicht nur sozial, sondern auch kulturell streng voneinander geschiedene Lebensbereiche — wohlhabenden, modernen und verwestlichten Nord-Teheranern mochten die Areale im Süden, womöglich gar südlich des Basars, wenigstens so exotisch erschienen sein wie fremden Reisenden.

In der Folge der Islamischen Revolution (1978/79) war es zu einer gewissen, wenn auch sehr begrenzten Auflockerung und Durchmischung dieser Situation gekommen, ohne daß sich daraus auf Dauer eine Tendenz mit veränderter Stoßrichtung entwickelt hätte. Immerhin ist im heutigen gesamten Stadtbild Teherans der ärmere und deutlich traditionsgebundene Süden wesentlich stärker präsent, als das in der Schah-Zeit der Fall gewesen war.

Ich werde mich im folgenden auf städtische Verhältnisse konzentrieren und diese vor allem am Beispiel der iranischen Hauptstadt Teheran abhandeln. Teheraner Zustände haben in mancher Hinsicht Vorbildcharakter für Tendenzen, die sich auch in anderen größeren Städten des Landes abzeichnen. Überflüssig darauf hinzuweisen, daß es gerade im Freizeitverhalten natürlich auch große Diskrepanzen zwischen Metropolen und kleineren Städten gibt.

Freitag — ein islamischer Sonntag?

Das bisher Gesagte soll eine vage Skizze der Rahmenbedingungen sein, in denen sich »Wochenende« in Teheran abspielt. Dem Fremden, der zum ersten Mal nach Teheran, beziehungsweise nach Iran kommt, wird in bezug auf das Wochenende auf Anhieb etwas ganz anderes auffallen als meine bisherigen Mitteilungen: der offizielle und allgemein übliche Wochenfeiertag ist in Iran nicht der Sonntag, sondern der Freitag — und das nicht etwa als ein Ergebnis der Islamischen Revolution, sondern schon seit alter Zeit. Bei allen Modernisierungs- und Verwestlichungsideen, die zur Zeit des Schah-Regimes in Iran von offizieller Seite her ventiliert worden sind,

stand die eventuelle Transformation des Freitags zum Sonntag nie zur Debatte — so wie das beispielsweise in der benachbarten, gleichfalls muslimischen Türkischen Republik geschehen ist.

Der Freitag — sozusagen das islamische Gegenstück zum christlichen Sonntag und zum jüdischen Sabbat? Diese Vermutung drängt sich auf, stimmt aber, religionsgeschichtlich gesehen, nur bedingt. Der Freitag ist gemäß islamischer Überlieferung nicht der Tag der mit dem Gottesdienst verbundenen Arbeitsruhe, sondern nur der Tag, an dem die Muslime — einer Aufforderung des Propheten entsprechend — zum gemeinsamen Gebet zusammenkommen sollten; eben deshalb heißt der Freitag arabisch »dschum'a«, persisch ausgesprochen »dschom'e«, der »Tag der Versammlung«. Bestandteil dieser Gebetsversammlung wurde gemäß islamischer Tradition die sogenannte Freitagspredigt, in der unter anderem auch nach herkömmlicher Überlieferung der Name des jeweils regierenden Kalifen, später des anerkannten und legitimen Herrschers genannt wurde — eines der öffentlichen Insignien der Herrschermacht. Parallel dazu bestand und besteht keine religiös begründete Forderung auf Abstinenz von Arbeit.

Nichtsdestoweniger bürgerte sich im Laufe von Jahrhunderten ein an den Freitag gebundenes, vor allem städtisches Freizeitverhalten ein. Zum einen bestand, pragmatisch bedingt durch die Praktizierung des kollektiven Freitagsgebetes, die Bereitschaft zur Einstellung jeglicher Arbeit als Voraussetzung zur Teilnahme an der Kulthandlung. Davon ausgehend bürgerte es sich ein, daß vor allem die großen Basare der Städte an diesem Wochentag geschlossen blieben. Hier ist einiges zu den Besonderheiten der Institution des Basars mitzuteilen: Das Wort Basar bezeichnet zunächst jegliche Art von Markt; als städtische Einrichtung tritt uns der Basar seit dem Hochbeziehungsweise Spätmittelalter jedoch in einer ganz bestimmten Form entgegen: ganze Straßenzüge, in vielen Fällen überdacht, werden, nach Berufsgruppen geordnet, für Großhandel, Detailhandel und damit verbunden handwerkliche Produktion exklusiv reserviert. In vielen Fällen sind solche Basare im Laufe der Jahrhunderte gezielt stadtplanerisch angelegt worden. Nicht nur Produktions- und Verkaufsläden befinden sich in einem Basar, sondern auch große Warenlager, früher auch Karawansarais für durchziehende Handelskarawanen, öffentliche Reinigungsbäder, eingesprengelte Moscheen, Kontore und Garküchen. Die Basarinsassen waren und sind bis heute in der Regel nur Pächter, nicht die Eigentümer der von ihnen verwendeten Läden und Werkstätten. Hieraus folgt, daß die Basarläden auch nicht als Wohnstätten fungieren. Die sogenannten Basaris wohnen außerhalb des Basars, manchmal weit davon entfernt.

Sowohl zur Vermeidung unlauteren Wettbewerbs, vor allem aber zum Schutz der dortselbst gelagerten Güter und Materialien wurden die baulich als isolierte und abschließbare Viertel architektonisch besonders gestalteten Basare jeden Abend zu vorgegebener Zeit geschlossen. Dies betraf alsbald auch den Freitag, den Tag des allgemeinen Gebetes. Herkömmlich gilt also: Vom Sonnenuntergang an und am Freitag ist der gesamte Basarbetrieb eingestellt. Früher wurden die Haupttore der Basare verriegelt und verammelt, heute begnügen sich die Basarhändler damit, etwa gleichzeitig ihre Läden zu schließen. Lange beziehungsweise unkontrollierte Öffnungszeiten in anderen Läden und Geschäften sind von diesem Brauch prinzipiell unberührt geblieben. Die Freitagsruhe war mithin lange Zeit eine Besonderheit der Gemeinschaft der Basarhändler und -Handwerker. Erst in unserem Jahrhundert bürgerte sich im Zuge des einsetzenden Modernisierungs- und Verwestlichungsprozesses der Freitag als behördlicher, insbesondere auch als Schulfreiertag im Wochenturnus ein. Bedingt durch die allgemeine Schulpflicht war dieser Umstand wohl der entscheidende Anstoß dafür, daß der Freitag in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts als Wochenfeiertag zunächst allgemeine Akzeptanz fand und schließlich auch zunehmend praktiziert wurde. Wenn also heutzutage in Iran der Freitag in ähnlicher Weise als Wochenendfeiertag akzeptiert wird wie bei uns der Sonntag, so ist das als Resultat einer konvergenten Entwicklung zu sehen: Westliche Lebensweisen und Einstellungen zu dem Begriff Wochenende haben sich in unserem Jahrhundert mit den traditionellen Basarbräuchen vereinigt. Selbst für Menschen unterer Gesellschaftsschichten und in ihren Stadtvierteln, in unserem Falle also in Süd-Teheran, hat sich der Freitag als akzeptierter und überwiegend auch praktizierter Wochenendruhetag inzwischen durchgesetzt: selbst wenn die Möglichkeiten des Freizeitgenusses sehr beschränkt oder gar nicht gegeben sein sollten, bleiben Freitage in der Regel arbeitsfrei. Schulen, öffentlicher Dienst und viele Arbeitgeber halten ihrerseits den Freitag ein. Im Falle industrieller Unternehmen gehört die mehrheitliche Arbeitsruhe am Freitag im Sinne westlichen Wochenendverständnisses gewissermaßen zu den »modernen«, westlichen Verhaltensstandards solcher Einrichtungen.

Im folgenden werden typisierte Darstellungen des Wochenendverlaufes modernisierter Teheraner Mittel- und Oberschichtsangehöriger angeboten und den Lebensformen ärmerer Schichten gegenübergestellt. Im Großen und Ganzen möchte ich mich dabei an Verhaltensformen orientieren, wie sie in den letzten fünfundzwanzig Jahren festgestellt werden konnten. Danach werde ich auf dynamische Veränderungen in der jüngsten Ge-

schichte und auf entsprechende Tendenzen, wie sie für die nächste Zukunft zu erwarten sein mögen, eingehen. Abschließend werde ich auch das Verhalten von kulturellen Minderheiten in Teheran behandeln: Ausländer und einheimische nichtmuslimische Gruppen.

Wie Teheraner den freien Freitag erleben

Nach herkömmlichen Vorstellungen ist der Höhepunkt des Wochenendgeschehens — unter Gesichtspunkten der Entspannung und des »Freizeiterlebens« — gar nicht der Freitag selbst, sondern vor allem der Abend des davorliegenden Donnerstages sowie — vor allem im Eheleben und insbesondere aus männlicher Reflexion — die daran anschließende Nacht. Soweit es die Witterung zuläßt beziehungsweise dazu einlädt, werden wir nach Geschäftsschluß an diesem Abend besonders viele Menschen im Freien antreffen, vor allem dort, wo auch Garküchen und Imbißstände, die insbesondere frisch gepreßte Obstsäfte, Sandwiches und Grillfleisch anbieten, konzentriert sind. Kurzzeitig nehmen wir Erscheinungen wahr, die uns an mediterrane und balkanische Bräuche des »Corso« gemahnen. Der Donnerstagabend — herkömmlich auch für den Zeitpunkt der umfassenden Körperreinigung und mithin für den Besuch von Badehäusern bestimmt — ist in den letzten Jahr zehnten auch verstärkt zum üblichen Termin von Bekannten-, Freundes- und Verwandtenbesuchen geworden, sozusagen von Haus zu Haus. Die vor der Islamischen Revolution ausgeprägte Neigung, an den Abenden des Donnerstags und des Freitags die großen, zum Teil seinerzeit bombastisch ausgestalteten Kinopaläste zu besuchen, ist seit den Tagen Imam Khomeinis ins Stocken geraten: Das ehemals sehr stark westlich ausgerichtete Filmprogramm hat sich geändert. Die anzutreffenden Menschenbewegungen des Donnerstagabends auf den breiten Boulevards und in den auslagenbesäten Geschäftsstraßen schließen insbesondere Frauen und Kinder mit ein — man gewinnt durchaus im Sinne des oben genannten Corso den Eindruck von massenhaften Familienspaziergängen. Garküchen, Saftstände und Kebab-Buden bieten Unter- und Mittelschichtlern Möglichkeiten kulinarischen Wochenendvergnügens an, während sich Angehörige wohlhabender Stände darüber hinaus auch in den heute mehr denn je überfüllten Restaurants treffen.

Unmittelbar neben den zentralen Straßenadern wochenendlicher Betriebbarkeit liegen die eigentlichen Wohngegenden — Seitenstraßen und ganze Wohnviertel — vom Sonnenuntergang an in abendlicher, ja nächtlicher

Stille. Das ganze Donnerstagabend-Getriebe ist denn auch nur auf wenige Stunden beschränkt, nach zehn Uhr, im Winter vielleicht sogar noch früher, nimmt die Betriebsamkeit rapid ab. Soweit auch die anderen Abende der Woche ähnlich gestaltet werden sollten, wird die zeitliche Begrenzung an diesen Tagen noch engherziger gehandhabt: Die Teheraner, insbesondere auch die Wohlhabenderen unter ihnen, leben im allgemeinen nach dem Motto »early to bed and early to rise«. Für viele Angestellte im privaten und öffentlichen Dienst hängt das damit zusammen, daß angesichts der gruseligen Verkehrsverhältnisse während der Kernzeiten der Dienstbeginn oft freiwillig auf immer frühere Tageszeiten verschoben worden ist: Beamte, die schon vor sechs Uhr früh ihre Wohnungen verlassen, um vor dem Einsetzen des Verkehrschaos ihre Arbeitsplätze zu erreichen, sind keine Seltenheit in Teheran. Eben dieses Verhalten bietet aber vielen auch die Möglichkeit, am Nachmittag einem Zweitberuf nachzugehen, insbesondere seitdem in den letzten zwanzig Jahren vor allem die Explosion der Mietkosten, seit der Islamischen Revolution auch die allgemeinen Preissteigerungen das Auskommen mit Durchschnittsgehältern schwer gemacht haben.

Eben vor diesem Hintergrund avancierte der Donnerstagabend vor allem für Jugendliche und jüngere Menschen, darunter in den »verwestlichten« Gegenden und Schichten durchaus auch viele Frauen, zum »Größten Abend« der Woche!

Der Traum von im Freien verbrachter Freizeit ist in der iranischen Kultur keineswegs eine moderne Erfindung oder gar ein westlicher Import. Gerade in den kleineren Städten war es seit altersher Brauch, an Feiertagen, am Feierabend und auch im Rahmen der Wochenfreizeit einige Stunden sozusagen extra muros zu verbringen, in den Gartenvierteln am Rande der Städte und in den dort anschließenden dörflichen Gefilden mit Kind und Kegel »Picknick« zu betreiben. Wo Flußläufe oder Bewässerungskanäle in der Nähe waren, wurden sie als besonders geeignete Stätten für derartige Freundes- und Familienfreizeit erkoren. In traditionellen iranischen Städten gibt es jeweils standardisierte, bevorzugte Areale für solches Treiben, die durch folkloristische Überlieferungen als zum Teil aus sehr alter Zeit her bestehend nachgewiesen werden können.

Insbesondere was das Familienwochenende betrifft, sind derartige Aufenthalte im Freien sowohl am Donnerstagnachmittag als auch während des Freitags oft mit religiösen Handlungen verbunden. Im zwölfschiitischen Iran sind das sehr oft Pilgerreisen zu mehr oder weniger naheliegenden Mausoleen heiliger Persönlichkeiten, um die herum jeweils ausgedehnte

Friedhofsanlagen anzutreffen sind, was wieder die Kombination solcher Wallfahrten mit dem Besuch der Gräber von Verwandten nahelegt. Seit der Islamischen Revolution und angesichts des hohen Blutzolls, den viele Familien während des Iran-Irak-Krieges zu entrichten hatten, sind solche Gräberbesuche zu richtigen Standard-Programmpunkten an Donnerstag- und Freitagnachmittagen geworden. Das seit Anfang der achtziger Jahre weit expandierte Friedhofsfeld Beheschte Zahra südlich Teherans ist auf diese Weise zu einem wichtigen Anziehungspunkt im Wochenendleben frommer, vor allem auch ärmlicher Familien geworden. Die Anlage von Gräbern der Revolutionshelden, später der Kriegsmärtyrer und schließlich des Mausoleums von Imam Khomeini in dieser Grabsteinstadt, verbunden mit einem schon seit altersher dort bestehenden wichtigen Heiligengrab namens Schah Abdol-Azim haben den Süden Teherans als Ziel einer frommen Wochenend-Pilgerfahrt gegenüber früheren Zeiten erheblich an Prestige gewinnen lassen, nur noch zu übertreffen durch eine Wochenend-Pilgerfahrt in das etwa 150 Kilometer südlich von Teheran gelegene, als heiligmäÙig geltende Qom. Dorthin führen heute regelmäßige Buslinien über eine ausgebaute Autobahn. Noch vor etwa zwanzig Jahren waren diese Busfahrten nach Qom von den frommen Zwecken abgesehen auch wegen der gemeinsam zu verbringenden Aufenthalten an den großen Raststationen, etwa dem legendären Aliabad, vor allem bei Frauen, Kindern und Jugendlichen wegen des dort herrschenden Allotrias sehr beliebt. Diese Aufenthalte fallen heute weg, dafür nimmt die Wallfahrt nach Qom nur mehr einen halben Tag in Anspruch und nicht mehr, wie früher, einen ganzen oder gar anderthalb Tage. Nach wie vor werden die Kurzpilger an den AusfallstraÙen von Qom mit ihren Bussen anhalten, um dort für Kinder, Nachbarn, Verwandte und so weiter charakteristische SüÙigkeiten zu erwerben, ohne die mitzubringen eine veritable Wallfahrt nicht abgeschlossen werden kann.

Outdoor-life erschöpft sich in Teheran aber keineswegs im Mausoleen-, Heiligen- und Gräberkult. Das Verbringen der Freizeit in der frischen Luft ist traditionell auch von anderen Intentionen bestimmt. Die Landpartie, die im schon erwähnten Picknick gipfelt, ist sicherlich eine iranische Prototype, wenn es um Vorstellungen von Freizeitgestaltung geht. Die — so paradox das klingen mag — bukolische Genügsamkeit, die die Familie oder den getrenntgeschlechtlichen, mehrheitlich männlichen Freundeskreis um den mitgebrachten Samowar, einen Reistopf, Fladenbrot, Käse und Obst auf einer über den Boden gebreiteten Decke sitzend erfaÙt, zählt zu den sozusagen »Proust'schen« Vorstellungen vieler städtischer Iraner. Zu

steigern mag der Genuß noch durch über mitgebrachten Holzkohlebecken gegrilltes Spießfleisch sein, wobei der eigentliche Grillspaß überwiegend den beteiligten Männern zukommt. Das dabei zutage tretende, seit vielen Jahrhunderten belegte Element iranischer Alltagskultur mag vielen Europäern und amerikanischen Barbecue-Spezialisten sehr vertraut sein! Für »moderne«, nicht ganz ärmliche, sondern eher wohlhabende Teheraner mag dieses Vergnügen noch nicht ausreichen. Hunderttausende begeben sich mit ihren Autos allfreitäglich außerhalb der Stadt, wobei die Ziele sich immer weiter entfernen und die Straßen immer weniger passierbar sind. Die vorhin erwähnte Stadt Karadsch, das dahinter liegende, gleichnamige Flußtal, durch das die Straße über das Albors-Gebirge und nach etwa 150 km in das Küstengebiet des Kaspischen Meeres führt, markieren einen Hauptstrom freitäglicher Tagestouristen. »Kenner« brechen - längst an frühes Aufstehen gewöhnt - am frühen Morgen auf, suchen in den unteren Teilen des Karadsch-Tales darauf eingestellte Frühstücksrestaurants auf, fahren dann immer weiter — an einen Stausee, in auf Wochenendausflügler aus Teheran eingestellte Dörfer mit entsprechenden, ländlich wirkenden gastronomischen Einrichtungen, eventuell auch bis ans Kaspische Meer. Landhäuser besitzt man entweder schon aus früheren Zeiten oder man kann es sich tatsächlich finanziell leisten, auch noch heutzutage die astronomischen Summen zum Erwerb von ländlichen Freizeitobjekten oder gar eines Grundstücks mit Haus am Kaspischen Meer aufzubringen. Die Ausübung früher kaum oder gar nicht gebräuchlicher Freizeitsportarten, die an und für sich nicht allzu aufwendig sind, hat sich in den letzten zwanzig Jahren bei reisenden Mittel- und Oberschichtlern weithin durchgesetzt: vor allem Schwimmen an der Kaspi-Küste und Schifahren im Winter. Beide Vergnügungen haben seit der Islamischen Revolution spürbare Einengungen erfahren: im Wege konsequenter Geschlechtertrennung sind Badestrände und Abfahrtshänge nur noch eingeschlechtlich zu nutzen, wobei für Frauen beschwerliche Kleidungs Vorschriften bestehen, was schließlich vielen Frauen den Spaß an derartiger sportlicher Betätigung vergällt hat.

Bereits seit den dreißiger Jahren gibt es eine schon legendär gewordene Freitags-Sportart, die seit damals als besonders typisch für aufgeklärte Intellektuelle gilt, zuzeiten sogar mit dem Flair politischer Widerborstigkeit besetzt war und hochritualisiert ist: »Bergsteigen« oder, auf Persisch, »kuhnawardi«. Schon seit mehreren Generationen treffen sich aufbrechende Bergfexen an der Endstelle einer bestimmten Autobuslinie am sogenannten Pitsch-e Schemiran im innenstädtischen Bereich, und zwar traditionell so früh wie nur irgend möglich, fünf Uhr ist durchaus normal. Der Bus führt

die meist unter sich reisenden Bergsteiger zunächst nach dem im Norden der Stadt, schon relativ hochgelegenen Vorort Tadschrisch — in Wirklichkeit schon längst in die städtische Verbauung eingebettet, aber in romantischer Vorstellung immer noch von ländlicher Atmosphäre erfaßt. Im dortigen freitagmorgen offen gehaltenen, ungedeckten Lebensmittelbasar kaufen die Weekend-Alpinisten ihren Tagesproviand, um dann mit einer weiteren Buslinie bis ans Ende des bebauten Gebiets, nach Darband zu fahren, von wo — Ausgangshöhe knapp 2000 Meter — der Weg unvermittelt und steil in die Felslandschaft des Alborz führt. Der von zahllosen Gleichgesinnten begangene Hauptpfad, von einer größeren Anzahl von schutzhüttenartigen Teehäusern gesäumt, führt schließlich zum Gipfel des »Hausbergs« der Teheraner Bergsteiger, des etwa 4000 Meter hohen Tutschal. Von dort aus kann man sehen, welche Bedeutung in unseren Tagen der allwöchentliche Drang aus der Stadt hinaus — ich versage mir in diesem Zusammenhang den Ausdruck »in die Natur« — für viele Teheraner hat: eine dichte, dunkelgraue und undurchsichtige Staub- und Dreckglocke liegt über der Metropole, und wer am Abend in sie zurückkehrt, wird sich räuspernd und hustend gnadenlos der ganz unglaublichen Luftverschmutzung Teherans ausgesetzt sehen. Alle Ausflügler, ob mit dem Auto in die weitere Umgebung bis ans Meer gereist oder auf Schusters Rappen vom Bergerlebnis zurückkommend, werden ein meistens kulinarisches Mitbringsel bei sich führen: einen Topf Bauernjoghurt, dörfliche Milchprodukte, frisches Obst, unterwegs erworben, und dergleichen. Das Wochenende als Kontrastprogramm zu einem als anstrengend und streßbefrachtet empfundenen Alltag, als Träger des kurzen Umstiegs in den Traum vom idealen Leben — und doch schon seit einigen Jahrzehnten in zunehmendem Maß ritualisiert und kommerzialisiert: ein uns allen wohlvertrautes Verhaltensmuster. Exotik kommt nicht auf.

Und die Daheimgebliebenen? Für viele ist das freitägliche Mittagessen im großen Familienkreis die hauptsächliche Gelegenheit zu familiärem Zusammentreffen. Werktäglicher Zeitaufwand für zunehmende Haupt- und Nebentätigkeit, vor allem der Männer, aber durchaus auch für viele Frauen, sowie die immer länger werdenden Fahrtzeiten reduzieren die gemeinsamen Freizeiten während der Woche immer mehr. Damit mag es auch im Zusammenhang stehen, daß im Laufe der vergangenen fünfundzwanzig Jahre der Donnerstagnachmittag mehr und mehr zum Standardbestandteil des Wochenendes geworden ist. Nicht freizeitorientierte Dienstleistungsbetriebe sind längst mehrheitlich dazu übergegangen, am Donnerstag nur noch halbtags zu arbeiten. Das unter der Woche vormittags bis etwa drei

bis fünf Uhr verordnete Fahrverbot für private PKWs - Teherans Straßen sind dennoch überfüllt - ist am Donnerstag bereits vom Mittag an aufgehoben. Zunehmende werktägliche Belastungen haben offenbar zur allmählichen Erweiterung des Wochenend-Begriffs auf zur Zeit eindeutig anderthalb Tage geführt, ohne daß gesellschaftspolitische Aktivitäten, etwa seitens der Gewerkschaften und so weiter, dabei in Erscheinung getreten wären.

Der Freitag und die islamische Revolution

Ein besonderes Wochenenderlebnis hat vielen Teheranern - Analoges findet auch in Provinzstädten statt - die Islamische Revolution von 1978/79 beschert. Auf Khomeini selbst geht der Brauch zurück, im weitläufigen, in den dreißiger Jahren erbauten Campus der Universität Teheran vor einem in die zehntausende gehenden, nach Geschlechtern getrennt arrangierten Publikum ein Massen-Freitagsgebet abzuhalten. In Anlehnung an den Brauch des Propheten Muhammad sollten während des zentralen Teils dieses Gebets, während der Predigt (der sogenannten chutba), den versammelten Gläubigen dabei aktuelle politische Informationen, Anweisungen und mobilisierende Aufforderungen erteilt werden. In den ersten Jahren nach der Revolution war dieses Freitagsgebet stets mit Massendemonstrationen verbunden, bei deren Inszenierung alle Attribute einer spontanen Volksbewegung in Betracht zu ziehen war. Übertragungsmedien ermöglichten potentiell allen Iranern im Lande die vermittelte Teilnahme, nicht nur denjenigen, die in den überfüllten Universitätscampus keinen Einlaß mehr gefunden haben, sondern auch allen, die fernab, ja selbst außerhalb der Hauptstadt lebten. Höhepunkt dieses revolutionären, kollektiven Massengebetes war die jeweilige »politische Freitagspredigt« Imam Khomeinis selbst oder eines anderen prominenten, revolutionären Mullahs. Durch diese Predigt wurde nicht nur den Iranern, sondern der ganzen Welt Auskunft über die geplanten, nächsten Schritte in der Innen- und Außenpolitik des Regimes Auskunft erteilt, das sich solchermaßen hierfür populistische Unterstützung holte.

Heute ist dieser Vorgang hochritualisiert. Den immer noch zum Freitagsgebet in die Teheraner Universität strömenden politischen Aktivisten ist längst jegliches Spontaneität vermittelndes Gebaren verwehrt. Bei deutlicher Unterkühlung von leidenschaftlichen Aufwallungen erläutert meistens der Staatspräsident persönlich in der Freitagspredigt, die nunmehr soetwas wie die allwöchentliche Regierungserklärung darstellt, die aktuelle

Staatspolitik. Die Rede wird über alle Medien simultan und am Abend des gleichen Tages noch einmal in Auszügen übertragen. Die jeweils am Abend des Vortags erscheinenden Tageszeitungen veröffentlichen sie entweder in extenso oder wenigstens in ausführlichen Zitaten. Damit ist der Freitag zum Höhepunkt des politischen Lebens in der Islamischen Republik Iran geworden. Nach wie vor politisch engagierte Anhänger des Regimes haben hiermit die Möglichkeit einer sozusagen »revolutionär-islamischen« Wochenendgestaltung: Bereits am Donnerstagabend besteht die Möglichkeit, an einem Massen-Gedenkgebet am Mausoleum Imam Khomeinis in dem großen Märtyrerfriedhof Behescht-e Zahra im Süden der Stadt teilzunehmen. Am späteren Vormittag des eigentlichen Wochenfeiertages geht es dann zum Freitagsgebet in die Universität, danach nach Hause zum familiären Mittagessen; wer nicht schon tags zuvor am Grabe Khomeinis war, hat spätestens jetzt Gelegenheit, wenigstens den Nachmittag des Freitags im Märtyrerfriedhof zu verbringen, wo jeweils kurz nach 14 Uhr der in den frühen achtziger Jahren aus den Medien international bekannt gewordene Blutbrunnen durch Knopfdruck zum Sprudeln gebracht wird.

Die meisten Teheraner sehen von einem solchen Wochenendprogramm allerdings ab und geben sich den bereits beschriebenen, nicht von religiösen Vorstellungen und Motiven geprägten Freizeitmustern hin. Allenfalls für die im Süden der Stadt lebenden ärmeren Teheraner, deren Mobilität ohnehin sehr stark eingeschränkt ist, stellen die freitäglichen Gräber- und Mausoleenbesuche einen nicht zu unterschätzenden Freizeitwert dar, die zum Teil damit auch ihrem schon oben erwähnten Bedürfnis nach der mit einem kleinen Picknick verbundenen Landpartie entgegenkommen mögen.

Das ansonsten ganz allgemein säkulare und gänzlich unsakrale Verhältnis zum »Freitagsgedanken« mag auch ursächlich damit in Zusammenhang stehen, daß schon am Freitag nachmittag sowohl herkömmlich als auch neuerdings durch die Ausweitung des Phänomens der Zweitarbeit viele Menschen am Wochenende neuerdings wieder in die Erwerbstätigkeit einsteigen. Mir scheint das insbesondere in jüngeren Kreisen aufzutreten, die dem sogenannten »Kleinbürgertum« zugerechnet werden könnten. Inhaber kleiner Geschäfte und Büros sind Freitag nachmittags oft schon an ihren Arbeitsstätten zugange, wenn sie nicht einen Ausflug gemacht haben sollten. Nur die großen Basare, diese im islamischen Mittelalter entstandenen Vorläufer sowohl unserer Ladenpassagen und Einkaufszentren, als auch der Cities und Büro- und Bankenviertel unserer Zeit — an ihnen ist auch noch im heutigen Iran das traditionelle Freizeitverständnis dieser alten Kultur deutlich abzulesen. Außerhalb von ihnen unterliegt in vielen Fällen das

Freizeitverhalten, insbesondere das an Wochenenden, europäischen Vorbildern, was wiederum mit zum Teil hohen Ritualisierungsgraden verbunden ist. Andererseits greifen diese westlichen, als »modern« empfundenen Verhaltensmuster vor allem in solchen Fällen, in denen sie an überkommene Traditionen anknüpfen können und daher in den Praktizierenden gar nicht so sehr den Eindruck von Fremdheit und Andersartigkeit aufkommen lassen. Die meisten Iranerinnen und Iraner scheinen sich mit den hier beschriebenen und typisierten Beispielen durchaus zu identifizieren. Sollten jedoch in naher Zukunft wirtschaftliche und gesellschaftspolitische Anstöße in die Richtung zur Veränderung des kollektiven Freizeitverhaltens weisen, nehme ich an, daß die iranische, besonders die Teheraner Öffentlichkeit solchen Intentionen wenig Widerstand entgegensetzen würde, sondern sich eher pragmatisch, sich nach individuellen ökonomischen Erwägungen richtend, auf neue Herausforderungen einstellen wird. Diese Annahme hat Vermutungscharakter und soll nicht als Prognose verstanden werden.

Islamisches Wochenende aus der Sicht eines Ausländers

Wie verhalten sich christliche In- und Ausländer in der hier beschriebenen Situation? In Betracht kommen bei dieser Überlegung vor allem einheimische Armenier, ferner ausländische Wirtschaftsvertreter und insbesondere Diplomaten. Grundsätzlich gilt: Das einheimische Wochenendmuster wird von allen angenommen. Firmenrepräsentanten können sich die Freihaltung des Sonntags nicht leisten, wenn man davon ausgeht, daß freitags ohnehin kein geschäftlicher Verkehr durchzuführen ist. Für die Teheraner Armenier gilt Ähnliches: Den Luxus eines freien Sonntags kann sich kaum jemand leisten. Die Bereitschaft zum sonntäglichen Kirchgang scheint unter den Teheraner Armeniern seit der Islamischen Revolution zugenommen zu haben. Andererseits beklagen sich gerade die Armenier über rückläufige Angebote der iranischen Freizeitmedien: Das Filmwesen in den Kinos und im iranischen Fernsehen ist kaum in der Lage, ihr Interesse zu wecken, vielleicht sogar noch weniger als bei vielen muslimischen Iranern. An dem »boom«, dessen sich bei letzteren vor allem das literarische Leben seit den Tagen der Revolution erfreut und der zu den faszinierendsten kultursoziologischen Erscheinungen im Persien unserer Zeit gehört, partizipieren die Armenier — im Gegensatz zu muslimischen ethnolinguistischen Gruppen, wie etwa die Aserbaidschaner oder die Kurden — kaum. Die freitägliche Wochenendgestaltung vieler Armenier hat sich — von den oben beschrie-

benen Ausflugsbräuchen abgesehen — besonders stark in Häuser und Wohnungen verlagert, wobei gegenseitige Verwandten- und Bekanntenbesuche das hauptsächlichste Programmrepertoire bestreiten. Essen und Trinken stehen dabei auf der Tagesordnung, wobei das, im Gegensatz zu den Muslimen, den Christen — de facto also in erster Linie den Armeniern — ausdrücklich eingeräumte Recht auf Alkoholherstellung und -konsum durchaus zum Tragen kommt.

Angehörige der meisten westlichen diplomatischen Einrichtungen unterliegen angenehmen Regelungen: gemäß den Weisungen ihrer jeweiligen Außenministerien kommen sie nicht nur in den Genuß der allgemeinen Freitagsfreizeit, sondern erfreuen sich auch eines freien Sonntags. Über die entsprechenden Bräuche an Botschaftsschulen und ähnlichen Einrichtungen kann ich nichts Verallgemeinerndes sagen; von den schulischen Verpflichtungen von Kindern und Heranwachsenden abgesehen, ergibt sich für viele diplomatisch und konsularisch tätige Ausländer in Teheran der Eindruck einer besonders langen Wochenendperiode, dem nur durch besonders disziplinierte Auffassung von der samstagvormittäglichen Arbeits- und Leistungspflicht entgegenzusteuern ist — in der Regel allerdings erfolgreich. Ich weiß nicht, ob man in Teheran ansässige Botschafts- und Konsulatsangehörige unbedingt beneiden müßte. Die Vorstellung von zwei Wochenfeiertagen — ungeachtet der samstäglichem Halbtagsunterbrechung — ist aus meiner Sicht allerdings nicht gerade unangenehm.